



Krieg und Körperkultur.

Von Dr. med. L. Wilhelm.

(Nachdruck verboten.)

Durch den so lange andauernden Krieg ist die Frage der militärischen Jugendberziehung sehr aktuell geworden. Sie hat ebenso eifrige Anhänger wie auch heftige Gegner gefunden. Sogar in den Parlamenten einiger Bundesstaaten ist ihr für und Wider ausgiebig erörtert worden.

Die parlamentarischen Vertreter der Seeresverwaltung verlangen, daß die militärische Jugendberziehung völlig getrennt von der Schule und einzig durch militärische Fachleute vollzogen werden solle. Sie bezeichnen auch die Benutzung der Sonne- und Seiltage als wenig empfehlenswert, vielmehr müßten Industrie und Landwirtschaft zum mindesten einen ganzen Wochentag für diese wichtige Sache opfern.

Diese Forderung ging den Gegnern viel zu weit und nannten sie eine Gefahr unseres Wirtschaftslebens. Kurz, es stellte sich ein ansehendes unüberbrückbarer Gegensatz heraus, der hoffentlich zum Heile unseres Volkes bald beseitigt wird, denn eine genügende Körperkultur ist uns jetzt und in Zukunft sehr notwendig.

Die völlige Vernachlässigung der Körperkultur, wie sie bis vor drei Jahrzehnten bei uns gebräuchlich war, brachte es mit sich, daß man die Körperkultur, als sie endlich aufkam, mit großer Begeisterung begrüßte. Stellenweise geschah nun hier das Gute zu viel, die Begeisterung verriet sich manchmal bis in Verachtung des einseitigen Muskelmenschenums. Naturgemäß war dieser Umschwung am stärksten in den besten Ständen, deren Diätarme und hebrillie Säure auf den Schultern gerade keinen imponierenden Eindruck machten. Im körperlicher Kraft waren ihnen die Anaben aus den Volksschulen vielfach überlegen und wurden es immer mehr, weil sie in ihrem späteren Erwerbsleben meist genügend Körperkultur genießen.

Für die Gymnasialisten hat die Sache dahin geführt, daß die geistigen Anforderungen der Schule zugunsten der Land- und Huberpartien bedeutend herabgeschmälert wurden.

Das Militärministerium wurde erleichtert, der lateinische Unterricht fast ganz zu streichen, so daß die Schüler gegen das Abiturientenexamen selbst würde Sturm gelaufen.

Das geht entschieden zu weit. So bitternot uns eine richtige Körperpflege tut, die Geisteskultur darf infolgedessen nicht zum Abgrund führen.

Vermeidet man die zu große Beeinträchtigung der Geistesgute, so bleibt immer noch Zeit genug für die körperliche Jugend, welche die Jugend frisch und gesund erhalten soll. Die Schule, das freie Vereinswesen und ganz besonders der Sport haben Vorrang zu genießen. Die militärische Jugendberziehung darf nicht in Form eines staatlichen Zwangsinstituts ein finstres Verhängnis über dem Sonnenlicht der Jugend hängen. Bei vielen würde solche Erziehung zur einseitigen Soldatenpielererei ausarten, die alle anderen Interessen zum Schaden ihrer Geisteskultur unterdrückt.

Dem vielfach vertretenen Gesichtspunkte, daß ein militärischer Vorbildungsunterricht etwa vom 18. Jahre an es ermöglichte, die allgemeine Dienstpflicht zu erleichtern und zu verkürzen, liegt sich wohl eine nützliche Seite abgewinnen. Aber die Militärbehörde hat sich bisher gegen diese Möglichkeit ablehnend verhalten.

Reinesfalls aber wird man durch eine einseitige militärische Jugendberziehung, welche die Geistesbildung der Schule beeinträchtigt, unsere Wehrkraft stärken. Die älteren Männer, die jetzt draußen vor dem Feinde stehen, zum Teil als ungebildete Soldaten, haben sich nach kurzer Ausbildung ehrenvoll bewährt, dank den geistigen Energien, die Schule und Leben in ihnen gebildet haben. Die Macht des Geistes vermag ungeheuer viel. Der Körper ist immer nur Werkstoff, das freilich in Ordnung gehalten werden muß. Ein modernes Heer darf kein toter Mechanismus, sondern muß ein lebendiger Organismus sein. Dazu hilft aber ohne Zweifel ein richtig geübter Sport, wie er vor dem Kriege Sitte war und wie es hoffentlich nach demselben wieder sein wird; denn zu den wichtigsten Erziehungsfaktoren gehört ohne Zweifel der Sport.

Nach zuverlässigen statistischen Berichten der letzten zwei Jahrzehnte aus allen europäischen Kulturländern ist in allen Sportkreisen nicht nur das Gewicht, sondern auch die Körpergröße gestiegen. Auch hat der Sport dazu beigetragen, die körperliche Kraft und Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten und Anzeichen der Witterung zu erhöhen. Zur Bekämpfung körperlicher Arbeit gehört nicht nur guter Wille, sondern auch ein durch angemessene Übung gestärkter Körper. Mangel dieser Grundlage, so wird der Zweck des Sporttreibens verfehlt.

Jede bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit betriebene Übung muß eine schwere Störung des Allgemeinbefindens nach sich ziehen. Es treten große Ermüdung und Erschöpfung ein, die bei häufigen Wiederholungen schwere Erkrankungen nach sich ziehen können, namentlich solche des Herzens und der Nieren.

Vom gesundheitlichen Standpunkte aus ist es ganz gleichgültig, welche Art von Sport man treibt, denn alle Arten haben ihre Vorzüge und sehen alle Muskelgruppen direkt oder indirekt in Tätigkeit und beeinflussen so den Stoffwechsel. Natürlich sind die Veränderungen die sich beim Blutumschlag, am Herzen, an den Lungen oder Nieren zeigen, um so größer, je länger und härter die Muskelarbeiten waren. So ersten Weltportierungen es sollten junge Personen unter 18 Jahren überhaupt nicht zugelassen werden, weil sich der wachsende Organismus in einem viel zu schwankenben Gleichgewichtszustande befindet, um mit Stetigkeit alle Anforderungen und Schädigungen ausgleichen zu können. Solange aber die portliche Betätigung im Sinne einer methodischen Reibebübung geschieht, wird man sie sogar mit gutem Gewissen in den Unterrichtsplan

der Schule aufnehmen können. Dem Sport wird auch bei Kindern jede Gefahr genommen, wenn Überanstrengungen vermieden werden.

Die Gehirnhäute hat gelistet, daß kurze Höchstleistungen mit darauffolgender Ruhe für das Organe vorteilhafter sind als systematisch betriebene Dauerleistungen. Als bestes Zeichen, ob man mit einem begonnenen Sport auf dem richtigen Wege ist, kann der Schlaf angesehen werden. Schläft man nach einer Sportleistung schlecht, dann beweist das, daß man seinem Körper zu viel zugemutet hat. Man lasse sich aber dadurch nicht vom Sport abhelfen, sondern richte die Leistungen angemessener ein. Der Sport ist nicht nur ein Vergnügen, sondern er ist ein Hilfsmittel, ein Sanguinikum, ein Sauerbrunn, ein Sauerbrunn, ein Sauerbrunn. Er jagt den Sauerbrunn zu fener, ausgiebigen Körperbewegungen ohne welche es keine echte Gesundheit und Lebensfreude gibt. Das Herz eines richtigen Sportsmanes stärkt sich, arbeitet kräftiger, treibt das Blut leichter durch die Adern und schwemmt so mit Hilfe des Schweißausbruchs viele unangenehme Krankheitsstoffe hinweg.

Ein echter Sporttreibender wird nie über kleine Leiden zu klagen haben, die dem Stubenhocker so oft das Leben verbittern. Der Sport buhlet keine quälenden Erkältungskrankheiten, keine kalten Füße, keine Arm- und Beinbeschwerden, keine Herzkrankheiten, keine Rheumatismen und keine Gichtanfälle, er ist zuverlässiger als der beste Arzt der Welt. Der Appetit, die Arbeitskraft und die Lebenslust sind nie gestört. Er zwingt zu einem naturgemäßen Leben. Er buhlet kein Korsett, keine engen Schuhe, keine gestärkten Oberhemden oder zu enge Halsragen.

Den vollen Wert hat ein Sport erst dann, wenn er im Freien, in der frischen reinen Luft ausgeübt wird. Nur dann erzeugt er die wahre Lebensfreude, jenes unendliche Wohlfühlgefühl der Gesundheit, das jedem unerschöpflich bleibt, der es einmal genossen hat. Aber richtig und ausdauernd einen Sport betreibt, der erweist sich leicht den größten Dienst, denn der Körper wird nicht nur gesund, gestärkt, sondern auch dem Alter gemäß schon gemocht. Aber richtig muß der Sport betrieben werden, nicht nur mal gelegentlich, denn Sonntagssportler sind schlimmer als Sonntagstreiter und Sonntagsgäste. Wer methodisch und ausdauernd Sport treibt, der übt die beste Körperkultur, heugt den Krankheiten vor und trägt bei zur Verlängerung des Lebens.

Ein Kopfstand in der Nordsee.

Von Kapitän Paul König.

Kapitän Paul König, der erfolgreiche Führer des ersten U-Handelsbootes, hat mit Benutzung seines Tagebuchs ein Werk „Die Fahrt der Deutschland“ geschrieben, das in den nächsten Tagen im Verlag von Hoffmann & Co. zum Preise von 1 Mark erscheint. Wir veröffentlichen daraus ein Kapitel, das einen Begriff von dem abenteuerlichen Unternehmen gibt.

Ich hatte beschlossen, in der folgenden Nacht während der dunkelsten Stunden zwischen elf und ein Uhr getaucht mit den E-Maschinen zu fahren.

Als wir in der Abenddämmerung des langen Sommertages tauchten, war zwar noch wenig Wind, aber eine hohe Dünung ging, als sicheres Zeichen dafür, daß der Wind nach einigen Stunden zum Sturm anwachsen würde. Gegen zwei Uhr gab ich Befehl zum Auftauchen und merkte bald an dem immer wilder werdenden Bewegungen des Bootes, daß der Sturm da war und mit ihm noch härterer Seegang aufkommen sein würde. Wir machten gelegentlich richtige Springe, bliesen aber unsere Tanks ruhig aus und kamen ganz ordentlich hinauf.

Von Schrotzbreite aus versuchte ich Umschau zu halten; es war aber noch fast unmöglich, etwas zu sehen, da das Schrotz alle Augenblicke in dicke Wasserberge einsinkt; dazu die Dämmerung, in der sich die herannahenden Wogen im Schrotz noch größer und unheimlicher ausnahmen. Wir tauchten nun ganz auf, und ich hielt auf den Turm, um über die wild langzogene See hinweg richtigen Ausblick zu gewinnen.

Das war je ein nettes Wetter geworden. Rinas im fahlen Dämmerlicht ein Herzentstet von unwahrscheinlich hoch ansteigenden Wellenbergen mit Schaumkrönen, von denen der Wind den Wasserlauf abbiegt und ziehend durch die Luft jagte. Das Boot arbeitete schwer gegenan und setzte häufig stark weg; das ganze Deck war natürlich überflutet; alle Augenblicke prallte eine See an den Turm und ging in dichtem Sprühregen über mich hinweg. Ich flammerte mich an die Brüstung der „Badewanne“ und suchte den Horizont auf, einen seltsamen Horizont von sich tauffenartig durcheinander fließenden Wellenberge.

Eben wollte ich den Befehl geben, die Dalmaschinen anzustellen, da — was war das?

Der dunklere Streif dort, was das keine Rauchfahne? ... Aber schon schoß sich der Rücken einer Woge davor, in den dämmergrauen Himmel ...

Ich wartete und starrte durch das Glas, bis die Augen schmerzten ...

Da kam es wieder und war eine dunkle Rauchfahne, — — — — — und da, da: eine Wellenspitze, binn wie eine Nadel, aber ich habe sie im Glas; und jetzt, jetzt, — — — — —

— — — — — ich höre meine Augen ins Glas, — — — — — was das Wellental eben freilich, das Dunkel dort ... der Rauch drüber, vier niedrige Schornsteine ...

Donnerwetter, das ist ein Zerstörer! — — — — — Mit einem Satz bin ich im Turm, das Turmloch zu „Alarm“ — „Schneitlauch“ — — — — — „Guten“ — „Liefertuber“ — — — — — „Auf zwanzig Meter gehen!“ — — — — —

Die Befehle folgten sich alle wie in einem Atem. Aber die Ausführung!

Bei diesem Seegang gegenantandens ist nach allen Er-labruzen haltbarer Wahnsinn ...

Aber was soll ich machen? Der Zerstörer konnte uns schon gesehen haben ...

Schnurter mußten wir, und so schnell als möglich. Unter mir in der Zentrale arbeiten die Leute in lautloser Hast. Die Schnellentlastungen sind geöffnet, die gepresste Luft zieht aus den Tanks — die Tauchventile fangen in allen Zuckern ...

Ich stehe mit gepressten Lippen, blicke durch die Turm-fenster auf die lebende See ringsum, lauerne auf das erste Zeichen eines Tieferegens ...

Aber immer noch sehe ich unter Deck, immer wieder reißt uns eine Welle empor. — — —

Wir haben keinen Augenblick mehr zu verlieren. Ich lasse noch mehr Tiefenruhr geben, befehle: „Beide Maschinen äußerste Kraft voraus!“ ...

Das ganze Boot erzittert und bebzt unter dem verstärkten Maschinenrump und macht förmlich ein paar Sprünge; es taumelt geradezu in der wilden See, will es noch immer nicht? ... Dann schneidet es mit einem Ruck plötzlich ruhr unter und geht mit immer stärkerer Neigung rapid in die Tiefe. Das eben dämmernde Tageslicht ver-schwindet an den Turm-fenstern, das Manometer zeigt in rascher Folge zwei — drei — sechs — zehn Meter ... Aber auch die Neigung des Bootes wächzt immer mehr.

Wir taumeln, lehnen uns zurück, rutschen aus; wir verlieren allen Halt auf dem Boden, der sich jäh nach vorn senkt — — — ich fann mich gerade noch am Dalmarteil des Schrotz-festhalten ... und unten in der Zentrale flammern sich die Leute an den Handrädern der Tiefenruhr fest ... so geht es ein paar fürchterliche Sekunden — — —

Wir sind uns über die neue Situation noch gar nicht klar geworden — da gibt es einen heftigen Stoß, wir werden zu Boden geschleudert, und alles, was nicht fest und nagelfest ist, wird wild durcheinandergeworfen ...

Wir finden uns in den seltsamsten Stellungen wieder, sehen uns an, und einen Augenblick herrscht betörmeltes Schweigen; dann meint der erste Offizier Krapohl ganz trocken: „So, da wären wir ja gekommen.“

Das löste die schweißliche Spannung.

Wir waren aber doch alle recht bleich geworden und suchten uns nun zurechtzufinden.

Was war geschehen? Die unnatürliche Neigung des Bootes? Und warum tobten die Maschinen da über uns manchmal so rasend drauflos, doch das ganze Boot erdrückte? ...

Besor aber einer von uns noch recht überlegen konnte, hatte sich unser kleiner Kees, der leitende Ingenieur, aus seiner lauernden Stellung emporgeschleudert und hatte sichtbar den Maschinen-telegraph auf „Stopp“ herumgeriffen.

Während wir nun tiefe Stille.

Wir sammelten langsam unsere Gliedmaßen und über-legten: was war geschehen?

Das Boot hatte sich vorn in einem Winkel von etwa 36° nach unten geneigt und stand sozusagen auf dem Kopf; wir trugten mit dem Bug auf dem Grund flach und abwärts, dabei zeigte das Manometer eine Tiefe von ungefähr fünf-jehn Metern.

Ich machte mir rasch unsere Situation klar; sie war nichts weniger als gemächlich.

Nach der Karte hatten wir hier etwa einunddreißig Meter Tiefe; bei der steilen Lage des langen Bootes mußte unter Heck ein beträchtliches Stück über Wasser ragen und konnte dadurch zu einer heftigen Zerschleiß für feindliche Zerstörer werden. Solange die Maschinen noch gingen, mußte noch folgendes hinzukommen: wenn ein Wellental über uns hinwegging, preßten vermutlich die Schrauben zum Teil in die Luft und erhöhten unsere Anziehungskraft durch wilde Fontänen und Schaumwirbel. Das hatte Kees sofort an dem rasenden Einrücken der Motoren erkannt und hatte durch seine Befehls-gewalt meistens die ärgste Gefahr beseitigt.

Nach alter Seemannserfahrung warte ich eine Periode von drei besonders hohen Wellen ab, und die gewöhnlich ein unregel-mäßiges niederes Gemoge folgt. Jetzt ist die dritte hohe Woge vorbei, ein Rest für die Rudergänger; der Zentrale, es gelingt, der Bug bahrt sich langsam herum, und wir kommen ohne allzu schwere Brecher auf unseren alten Kurs.

Es bleibt freilich ein hartes Arbeiten. Der Sturm nimmt eher nach zu, und gegen die schwere See geht unsere Fahrt nur langsam vorstatten. Dazu ist ein Teil der Leute seefrank; die kurzen rudreifen Bewegungen des Bootes sind ab-schüch-tlich.

Aber je weiter wir kommen, desto mehr macht sich die fändige lange Dünung des Atlantischen Ozeans bemerkbar. Das kurze Stampfen hört allmählich auf und geht in ein majestätisches Wiegeln über. Wir sehen in der Ferne noch zwei non einem nächsten Horizont befindende englische Kreuzer. Wir liegen zu tief, sie bemerken uns nicht und entschwinden rasch auf Gegenteils.

Wir sind nun frei von den englischen Bewachungs-fahrzeugen; freudig feuern wir hinaus ins Freie, hinaus auf den weiten Atlantischen Ozean.

Die unruhige Insel.

Kreta, Land und Leute.

mi. Wieder einmal, wie alle paar Jahre, herauf auf Kreta Revolution. Die Kreter, dieses unruhige Völkchen, die von wenigen Jahren noch glücklich waren, ihren offiziellen An-schluss an das griechische Mutterland vollziehen zu können, rebellieren nun zur Abwehrlung wieder einmal gegen Griechenland und seinen König. Unzählige Male hat während ihrer vieltausendjährigen Geschichte der Aufbruch auf der schönen Insel geübt; Stürme Wuttes sind immer wieder geübt, und während das Gland eines der glücklichsten Flecke der Erde sein konnte, bildet in Wahrheit die Geschichte Kretas und der Kreter eine nie abbrechende Kette blutiger und verhängnisvoller Tötungen.

Aluminiummünzen in Frankreich.

Der Mangel an Beschäftigt hat in Frankreich bereits dazu geführt, den Handelstammern der großen Städte die Ermächtigung zur Prägung von kleinen Münzen zu erteilen, die allerdings nur für den örtlich beschränkten Umlauf bestimmt sind.

Nittas neues Geld.

Nittas von Montenegro läßt wieder einmal etwas von sich hören. Für Geld, viel Geld, hatte er immer eine kleine Schwäche, und so leitete er denn sein Wiederauftreten ganz selbstverständlich mit einer Geldsache ein.

Der Stahlhelm als Damenhut.

Zum ersten Male wagte sich auf die Pariser Boulevards in diesen Tagen eine Dame im Schutze des Stahlhelms, der als neueste Hutmode seit langem schon angekündigt war.

Englische Kinder über den Krieg.

Ein Mitarbeiter des „Daily Telegraph“ hat 1300 Londoner Schulkinder befragt, was sie über den Krieg zu sagen hätten. Die Kinder haben in Briefen geantwortet, die deutsche oder österreichische Kinder sicher nicht schreiben würden.

Wenn zu derb, bitte um Entschuldigung! Der bekann Kommerzienrat Mai hat sich eine Villa gebaut. Als Kunstfreund will er an jeder Zimmertür einen auf die Bedeutung des Zimmers hinweisenden Vers angebracht wissen.

Preis-Rätsel.

Wachselrätsel.

Das Wort es hat zwölf gemadit Der Feinde Gungespan, Zwei Zeichen ändre und es dient Als Fußbekleidung dann.

Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 39:

Nachste Lösungen fanden rechtlich ein: H. Jahn, E. Jahn und Rudolf Bömel, Fritz Rumpfer, Mari Müller, Deuis Hartmann, Frau E. Binder, Käthe Breitler, W. Dietrich, Wilhelm Ehlers, Toni Goldner, Paul Gochle-Merck usw.

Preis erhielt W. Jahn hier, und zwar: Bunte Zeitung, von Adalbert Stifter. Nachträgliche Lösungen gingen ein: F. Dejne, Annemari Bessel, Frau Ida Baumad, E. Friede Darmann, Gustav Gwynde, Alfred Hartmann, R. Jahn, Fritz Rumpfer, Charlotte Schaal, W. Jentich.

Rätsel lösen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen bis spätestens Donnerstags mittags in unserer Sonntagsbeilage abgeben sein. Die Rätsel „Preisrätsel“ tragen und mit genauer Adresse versehen sein, auch empfindlich ist, das Alter des Senders anzugeben, damit wir bei der Auswahl der Preise die richtige Wahl treffen können.

Seiber wurde der Spaß mit ihnen immer seltener, denn immer seltener passierte einer die Blodaboline. Mehrere Schiffahrtsgeellschaften hatten den Betrieb schon ganz eingestellt; sie wollten nicht Ladungen verfrachten, die doch nicht ihren Bestimmungsort erreichten.

Auch heute war wieder nichts von Bedeutung vorgefallen. Das Schrohr eines Unterbootes, das der Marspoilen entdeckt haben wollte, war sofort scharf beschossen worden, und man hatte alle geeigneten Steueranordnungen begeben, um nicht von einem Torpedo getroffen zu werden.

Die Abenbtonne spiegelte sich im Meere, daß der Wiberstein die Augen blendete.

Durch das Glas sah man immer noch klar genug und überließ nicht die Raubwölfe, die erst dünn und blaß, dann stärker und dunkler über die Kämme stieg. Der Dampfer dort kam also näher, man konnte warten.

Wetten wurden abgeschlossen über die Nationalität. Die Luft am Meeresrand lag noch nicht verembert. Und diesmal hatten die Entschönerung leicht zu fallen.

Der Kommandant gab Befehl, die deutsche Kriegsfregatte zu sehen. Man schmunzelte. War ein beliebiger Kniff des Allen gegenüber Neutralen, denen er nicht gewogen war.

Er sollten sicher gemacht werden; fürchteten ja nichts mehr als die Beschlagnahme durch englische Kriegsfregatten. Und man konnte ja auch von so einem verdammten Neutrale überlistet werden. Wer wußte denn, was es mit dem Blaugelben der Wiberstein für eines Bewandnis hatte?

Der erste Offizier stellte fest, daß der fremde Dampfer seine Fahrt verlangsamte. Vermutlich hatte man den Hilfskreuzer gesichtet und war nun zunächst unschlüssig, wie man sich verhalten sollte. Aber noch feuerte man den alten Kurs weiter.

„Nehmen wir ihm entgegen!“ entschied der Kommandant. Unbedingt mußte die Pirie vor Anbruch der Dunkelheit genommen werden. Es konnte einem ja auch ein anderes Schiff der Blodaboline zuworkommen. Dann hätte man sich umsonst auf die Preisgelder gefreut.

„Er will hausranteln!“ rief der erste Offizier, als man einige Knoten zurückgelegt hatte. „Er wendet! Soll ich feuern lassen?“ Ein Warnungsschiff wurde abgegeben, aber der Schwede lehrte sich nicht daran.

„Nun hieft man mit Volltamp auf ihn zu. Tauschte man sich? Nein, der Dampfer holte die schwedische Flagge herunter und hückte eine andere. Drei Farben! Die deutsche Handelsflagge!“

Der Kommandant fluchte. „Der Bursche war mir gleich verdächtig! Aber jetzt soll er wissen, mit wem er es zu tun hat. Unsere Kriegsfregatte hoch!“

„Das wird ich nicht beschönigen!“ dachte der erste Offizier. „Hät der das nicht für eines Deutschen sein! Ich selbst ein Deutscher, wird er doch eher warten als wenn wir uns als Engländer vorstellten.“ Aber der Alte war für Ratsschläge unzugänglich, sobald er aufgezeigt war.

Und das war er und er ließ wieder feuern. Und plötzlich begab sich auf dem Blaugelben noch etwas Merkwürdiges. Wie Jahn nahm es sich aus. Man holte auch die deutsche Handelsflagge herunter und hückte die englische. „Soll ich ein stender Schwadwin!“ schalt der Kreuzerkommandant. „Aber glaubt der Gauer, daß wir darauf hereinkommen? Er will uns nur von der Verfolgung abhalten. Signalisieren, daß er sofort bedrehen soll, oder wir haben ihn in Grund.“

Es war ein gut armierter Hilfskreuzer der großmächtigen britischen Flotte; doch keine Maschinen hatte man ihm nicht eingebaut, als man ihn aus der Handelsflotte übernahm und in den Blodabolin stellte, und so war es mit seiner Geschwindigkeit nicht weit her.

Der Blaugelbe befah in diesem Punkte unkräftig die Ueberlegenheit. Er ließ den Kreuzer schießen und signalisieren und wies ihm bescheidenlich die Achterseite.

Der Abstand zwischen den beiden Schiffen vergrößerte sich, trotzdem die Reifel auf dem Kreuzer fast besten wollten. Frau Sonne, die auf der Welt schon spannenbere Ereignisse gesehen und darüber das Untereichen nicht vergessen hatte, verzog es auch hierüber nicht. Auf das Wasser streuten sich schon die Schatten der Dämmerung, wurden länger und länger.

„Der Hund entwischt uns!“ brüllte der Kommandant in ohnmächtiger Zorn. „Diese feine Pirie!“ Und er wäre entwischt. Aber das fortwährende Schießen hatte andere Fahrzeuge des Blodabolinwandens mobil gemacht. Zwei Hintere Kreuzer überholten den Kreuzer und überholten auch den Blaugelben.

Um die wilde Jagd zum Stehen zu bringen, schossen sie ein paar Granaten ab und erzielten einen Einschlag in die Kadborwand des „Schweden“ und einen unbeschädigten Kolltreffer auf dem Hilfskreuzer, der hinter in die Schußlinie hineinfiel, weil er sich die Pirie nicht von den Zerstörern wegschnappen lassen wollte. Sein Schornstein flog aufs Ded.

Auf ein solcher Panzerkreuzer taufste jetzt heran, um sich an dem Kampfe gegen den Feind, der da irgendwo sein mußte, mit Mut und Vorwitz zu beteiligen.

Aber es gab nichts zu sämpfen, und so ließ der Befehlshaber die beiden anderen Kapitäne zu sich an Bord kommen, um den Korfall aufzuklären.

„Mein Schiff ist der „Titus“ aus Hull“, sagte der Führer des Blaugelben und zeigte seine Schiffsparrere vor. „Wir haben uns blau und gelb angezogen, damit uns die verdammtesten deutschen Unterseeer für einen Schweden halten und in Ruhe lassen sollen.“

„Aber warum habt ihr die deutsche Flagge gehißt?“ fuhr ihn grimmig der Kommandant vom Hilfskreuzer an. „Warum habt ihr sie nicht gehißt? Wir glaubten in seltsamen, ihr wäret Deutsche. Und als ihr unsere Kriegsfregatte sichtet, trauten wir euch schon gar nicht. Wie ein Kriegsschiff stellt euch her. Kaffen doch nicht aus!“

„Walla! Aber ihr habt drei Flaggen nacheinander gesetzt und zwei davon waren falsch!“

„Er durfte so viele falsche Flaggen hissen als er wollte“, befehlete ihn der Panzerkreuzerkommandant mit Würde. „Befehl unerer Admiralität! Gegen die Deutschen ist jedes Mittel erlaubt.“ Und er befahl dem Hilfskreuzer, den schwer havarierten „Titus“ nach Hull zurückzulassen — die gute Pirie!

Es ist eigenartig, daß diese große Insel, von deren alter Geschichte und Sage schon der Schüler hört, für den modernen Europäer fast in unerreichtbarer Ferne liegt; denn die Zahl der Touristen, die die weissen und prächtigen, überaus hübschen Küsten besucht haben, ist überaus gering, obwohl Kreta in seiner Lage mitten zwischen Europa, Asien und Afrika eigentümlich von überall her gut im Schiff zu erreichen ist. Wer in Rania, Kanea und Retino, den drei freilich Hauptstädten, den Dampfer verläßt, glaubt nach Europas Hast und Unruhe hier ein Land zu betreten, das in schöner und träumerischer Ruhe unter der warmen Südbonne liegt. Blau, grau und weiß sind die Farben der Insel; wohn der Blick fällt, erstreckt sich das Auge an ihnen. Das tiefblaue Meer, die immergrüne Vegetation, der blendendweiße Kalk der Gebirge geben dem Lande den farbenprächtigsten Charakter. In den Straßen der Städte herrscht freilich schon die Unruhe des Orients; in den engen Schattenfalten zwischen den hohen Häusern drängt sich eine farbige, schreiende, für das Auge des Europäers weit bewegte Menge, lärm immer und überall, lärm morgens und abends, lärm am Hafen, in den Straßen, auf den windigen Plätzen, über die ungenierte die morgenländischen Kaffeehändler ihre Sessel hingestreckt haben.

Kreta, das selber keine nennenswerte Industrie hat, nur dessen Aushub, die in der Hauptweise aus Wein, Del, Olive, Seife und Wolle besteht, bei weitem nicht die Hälfte der Einfuhr erreicht. An dem seine Hauptausfuhr — die ja selber der Haupt- und Stapelplatz gewesen. Darum mühen sich hier Kaffen und Nationalitäten so hoch, fast man auf den Anlagenstellen und in den Fortentzernen den Ager der Hamburger Matrosen, den Leventageliger neben dem Araber, den Türken neben dem Griechen, umschwirren alle Sprachen der Welt das gesungene Ohr. Von Grund auf aber ändert sich der Charakter der Bevölkerung, wenn man die wenigen großen Städte verlassen hat und sich dem Inneren des Landes zuwendet. Der treffliche Bauer und Hirte, besonders der Gebirgsbewohner, zeichnet sich ebenso wie durch Tapferkeit — die ja selber der Schlüssel zu der großen Zahl blutiger Kämpfe gewesen ist — durch menschliche Lebenswürdigkeit und körperliche Schönheit aus. Er ist bescheiden in seinen Lebensansprüchen, aber stolz auf sein Vaterland und dessen Geschichte und Sprache; die übrigens die reinste erhaltene Form des alten Dorischen darstellen soll; er ist oft bitter arm und wohnt in elenden Hütten; aber seine Gastfreundschaft ist berühmt und wirklich unübertrefflich. In der durch ihre Erhebungen gegen die Fremdherrschaft bekannten Spithia, einem wilden Berglande mit wenigen Häusern, das die beste natürliche Festung bildet, sind bei den Bewohnern diese menschlichen Eigenschaften besonders entwickelt; ist dort doch selbst ein Herbesmit nicht zu bewegen, nor durchdringenden Fremden Beachtung für seine Leistungen und Mühen anzunehmen. Dieses Hochland Kretas ist für den Europäer, der sich dort selten hinwagt, obwohl es in bezug auf Sicherheit für den Reisenden nichts zu wünschen übrig läßt, von einer selten unberührten Schönheit. Berge türmen sich zu mächtiger Höhe und tragen nur im Hochsommer, wenn in der Ebene eine Hitze von 36—40 Grad Celsius brütet, seinen Schnee mehr auf ihren Häuptern. Auf den schroffen Felsen findet man überall die zerbrochenen Trümmer alter Festungen; die meisten dieser Festungen sind aus Granit, ein mächtiges Spalten in die Felsenmassen gerissen und führten je nach der Richtung durch diese Klüften; die Felsen scheinen, ohne daß man die Möglichkeit begreift, unmittelbar aus dem weissen Gestein zu wachsen. Vorüber führt der Weg an uralten Obstbäumen, an verstaubtem Gestein, fleischigen Agaven und großen Kakteen. Man kommt selbst durch menschliche Siedelungen, trifft dann endlich auf ein Dorf, das weltabgeschieden daliegt, und plötzlich in einem Augenblicke, in dem man es am wenigsten erwartet hat, schimmert tief unten, in unwirtlicher Ferne, ein Streifen des eisblauen Meeres.

Wenn man aus dem Gebirge wieder in das Hügel- und Flachland absteigt, glaubt man aus einer Felsenwildnis in einen Garten zu kommen. Hier ist überall Fruchtbarkeit; im Sommer ist Kreta ein Paradies, das im Winter ist auch im Winter überaus mild; es ist ein Land ewigen Frühlings und Sommers. Selbst die Palme wächst hier schon an klimatisch bevorzugter Stelle. Die Schaf- und Ziegenzucht ist zwar entwickelt, auch Schweine, Pferde und Maultiere, mit denen man im Lande zu reiten pflegt, sind in ziemlich großer Menge vorhanden, aber die wirtschaftlichen Möglichkeiten Kretas sind bisher nur im kleinsten Maße ausgenutzt und harren noch der organisatorischen Kraft, die sie erschließen und verwerten soll. Der Getreidebau ist in diesem fruchtbareren Lande so wenig entwickelt, daß der größte Teil des Kornes, das von der Bevölkerung gebraucht wird, von Bosarien und aus Italien eingeführt werden muß. Das kommt daher, daß diese Inseln ergiebigen Bodens noch immer nicht angebaunt sind, hat aber seinen Grund in der patriarchalischen Bewirtschaftungsweise; die die man noch fast in allen Drien trifft. Auch der Weinbau steht nicht auf der Höhe, und die Seidenraupenzucht beginnt erst in letzterer Zeit etwas aufzubleben. Man sieht: hier ist der Zukunft noch sehr viel zu tun vorzubehalten, und man kann der weitgründigen Insel nur wünschen, daß, wenn der große Weltbrand gelöst sein wird, auch ihrer blutgeräuterten Erde endlich und für immer der Friede und damit die Stille kommen möge.

Gute Preise.

Von Georg Verisch. (Nachdruck verboten.)

Von der Kommandobrücke und den Ausgusspösten des englischen Hilfskreuzers, der zu der Blodaboline gehörte, die man quer über die Nordsee gespannt hatte, wurden Meer und Horizont erfrig abgelegt.

Man fuhr die vorgeführten Patrouillenstreife mit mittlerer Geschwindigkeit. Langsamer zu fahren, scheute man sich aus Furcht vor den feindlichen Unterseebooten, denen man am ja ein bestimmtes Ziel geboten hätte.

Es war ein ermüdender Dienst. Immer hin und her. Nur ausnahmsweise ein Ereignis. Das letzte hatte darin bestanden, daß man eine norwegische Brigg, die mit einer Holzladung angeblich noch hellaud wollte, angehalten, durchsucht und trotzdem man nichts Verdächtiges gefunden, doch in Begleitung eines Zerstörers nach dem nächsten englischen Hafen geschickt hatte.

Der Kommandant und die Offiziere wollten sich noch auszusprechen vor Vachon über den norwegischen Kapitän, der so fürchterlich geschimpft hatte, als sein Protest gegen das, was er betrüßliche Schmeiberei nannte, wirkungslos geblieben war.

Es waren lustige Aerie, diese Kapitäne der Neutralen! Ze kenne ihr Land und ihre Fahrzeuge, um so größer ihre Enttäuschung. Selbst ihnen aber nichts.